

Ein Bischof kämpft für sein Volk

Er hasst Papierkram und liebt die Menschen. Deshalb will er nicht tatenlos zusehen, wie seine Landsleute hungern und als Spielball eines machtversessenen Diktators missbraucht werden. Der Preis sind Todesdrohungen und die ständige Überwachung durch Mugabes Geheimdienst.



Menschenfreund: Für viele ist Pius Ncube die letzte Hoffnung. Wie die behinderte Frau kommen sie zum Bischof und bitten um Hilfe. Aber auch die Kirche leidet unter der rasenden Inflation im Land.

Am Mittwochnachmittag ist „open house“ bei Pius Alick Ncube, dem Bischof von Bulawayo. Aber auch sonst ist das Büro des 59-Jährigen in der zweitgrößten Stadt Simbabwe ständig umlagert von Menschen, die sich Hilfe von ihm erhoffen. Sie lieben den großen, schlaksigen Mann mit dem etwas linkischen Bewegungen und dem leisen Humor. Weil er der Macht die Stirn bietet, weil er sich um Gottes Willen auf ihre Seite stellt und dem Unrecht einen Namen gibt: Robert Mugabe. Der Präsident und

ehemalige Jesuitenzögling galt vielen als Hoffnungsträger, als er Rhodesien 1980 in die Unabhängigkeit führte. Heute ist er 82 Jahre alt, regiert noch immer und befiehlt einen Überwachungsstaat, dessen totalitäre Methoden denen der britischen Kolonialherren in nichts nachstehen. Weiße Farmer hat er aus dem Land gejagt, politischen Widerstand brutal zerschlagen und hunderttausende Häuser vermeintlich oppositioneller Wähler zerstören lassen (**Reportage Seite 20**). „Wenn so etwas passiert, muss

man reden“, sagt Bischof Ncube und beugt sich über seinen Schreibtisch, in dessen buntem Durcheinander aus Akten, Büchern, Briefen und Trockenblumen das dicke Telefon mit der Wählscheibe fast verschwindet. Er nimmt sich Zeit mit seinen Antworten. Mitten im Gespräch steht er unvermittelt auf, zieht ein Buch aus dem Regal oder zeigt einen von dem halben Dutzend Menschenrechtspreisen, mit denen ihn das Ausland in den vergangenen Jahren geehrt hat. Gerade hat er einen dicken Wälzer über Einstein gelesen, aber lieber beschäftigt er sich mit Mystik. Oben in seinem Schlaf- und Arbeitszimmer bildet die Gebetsecke den Mittelpunkt. Die intensive Zwiesprache mit Gott steht für ihn, der erst mit 14 Jahren getauft wurde, am Beginn eines jeden Tages und stärkt ihn darin, seinen Weg trotz aller Anfeindungen fortzusetzen. An der Wand hängt ein Poster mit Martin Luther King. „I have a dream“, verkündet es programmatisch. Auch Pius Ncube hat einen Traum: den Traum von einem freien Land, in dem die Menschen ohne Angst leben können.

Herr Bischof, der „Herald“, eine von der Regierung kontrollierte Tageszeitung, hat kürzlich dazu aufgerufen, Sie zu exkommunizieren, weil Sie die strikte Trennung von Staat und Kirche über Bord werfen und als Politiker im Priestergewand auftreten würden. Treffen Sie solche Hetzparolen?

Ich lache darüber! 80 Prozent des Artikels waren gelogen. Ich betrachte mich als einen Hirten. Ich bin kein Politiker. Ich bin Priester.

Man nennt Sie die Stimme der Stummen. Entspricht das Ihrem Selbstverständnis?

Ja. Hier im Land herrscht so viel Angst. Mugabe vernichtet die Opposition. Wir leiden unter diesem Mann. Wer seinen Mund aufmacht, wird zum Opfer. Zuerst will man nicht reden. Aber dann kommt eine

Zeit, da muss man es tun. Doch selbst meine Bischofskollegen stimmen mir darin nicht zu.

Wann war für Sie der Punkt erreicht, an dem Sie nicht länger schweigen konnten?

Der größte Fehler war, die weißen Farmer zu enteignen. Mugabes Leute haben sie überfallen und brutal ermordet. Das hat die Wirtschaft ruiniert. Die Menschen hungern, weil Mugabe die Ländereien seinen Günstlingen gegeben hat. Die bewirtschaften sie aber nicht, sondern haben nur Interesse an den Häusern. Seitdem habe ich zu reden begonnen. Aber ich muss die Medien im Ausland benutzen. Die Medien hier sind alle von der Regierung kontrolliert.

Einmal wären Sie beinahe selber verhaftet worden ...

Ja, während einer Messe, die ich zelebrierte, gab ich Folteropfern Gelegenheit zu sprechen. Man hatte sie in Polizeilager gesteckt, geschlagen und gezwungen, ihren eigenen Urin zu trinken. Sie bezeugten das alles. Nach dem Gottesdienst wollten Mugabes Leute mich festnehmen. Aber wir hatten Gäste aus Südafrika. Sie schreckten davor zurück, mich vor deren Augen zu verhaften.

Haben Sie manchmal Angst?

Das erlaube ich mir nicht. Wenn man einmal Angst hat, nutzen sie das aus. Wenn sie mich töten wollten, hätten sie das längst getan. Aber ihr internationaler Ruf ist schon sehr schlecht. Sie wollen ihn nicht noch weiter verschlechtern. Einmal bin ich im Auto vom CIO (dem staatlichen Geheimdienst, Central Intelligence Office, Anm. d. Red.) verfolgt worden. Meine Mitarbeiter haben mir deshalb geraten, nicht mehr alleine zu fahren. Jedes Mal, wenn ich am Flughafen bin, sind Leute vom CIO da. Letztes Mal haben sie mich gezwungen, für acht Tafeln Schokolade 20 Euro Steuern zu zahlen.

Wie halten Sie diese Schikane aus?

Mein Glaube macht mich stark. Ich stehe jeden Morgen um fünf Uhr auf, lese in der Bibel, bete und meditiere eineinhalb Stunden lang. Und die Menschen ermutigen mich. Viele beten für mich. Auch die Südafrikanische Bischofskonferenz unterstützt mich sehr. Mehr als meine eigene.

Herr Bischof, Sie haben dazu aufgerufen, für den Tod von Mugabe zu beten. Ist das eigentlich noch christlich?

Es dient dem Gemeinwohl. Und es ist eine Möglichkeit, zu einer Lösung zu kommen. Einer von Mugabes Ministern hat gesagt: Die Hälfte der Leute kann ruhig sterben, solange sie nicht für uns sind. Ist es dann nicht besser, dass einer stirbt statt sechs Millionen?

Was muss passieren, damit sich die Situation in Simbabwe ändert?

Das Wichtigste ist ein Regierungswechsel. Mugabe hat alles an sich gerissen. Er ist böse und schlecht. Aber jede Veränderung ist sehr schwierig. Die Geheimpolizei kontrolliert alles. Sobald sich zehn Leute treffen, sind zwei oder drei Spione vom CIO dabei.

Wie kann die Kirche in Europa Sie auf Ihrem Weg unterstützen?

Sie sollte Mugabe anklagen. Aber Politiker wie Bischöfe scheuen sich, klar Position zu beziehen. Sie wollen ihre Stellung nicht riskieren. Vergangenes Jahr, als ich bei Papst Benedikt war, habe ich ihm die Lage geschildert: 500 000 Menschen haben ihre Häuser verloren, die Arbeitslosigkeit liegt bei 80 Prozent, und das in einem Land, das nach Südafrika einmal das reichste auf unserem Kontinent war! Ich habe ihm meine Unterlagen gegeben und gesagt: Unterstützen Sie uns! Der Papst antwortete mir: Ihr Bischöfe in Simbabwe müsst euch einig sein. Natürlich sollte die Kirche mit einer Stimme sprechen. Aber Mugabe ist clever. Manchen gibt er Geld, anderen hat er eine Farm geschenkt. Sogar mir hat er eine angeboten, um mich zum Schweigen zu bringen. Alle unsere Versuche, ihn zum Umdenken zu bewegen, sind gescheitert, weil dieser Mann nicht zuhört. Wir können doch nicht auf leise Diplomatie setzen, wenn die Menschen in Gefahr sind.

Beatrix Gramlich

STICHWORT

Gespaltene Kirche

In ihrem Hirtenbrief „Der Schrei der Armen“ hat die katholische Bischofskonferenz von Simbabwe das Vorgehen der Regierung nach der „Operation Müllentsorgung“ scharf verurteilt. Sonst jedoch hält sie sich mit Kritik an der Staatsmacht zurück. Der einzige Bischof, der das korrupte, menschenverachtende System beharrlich anprangert, ist Pius Ncube. Viele Kirchenvertreter wie der Erzbischof von Harare, Christopher Ndlovu, setzen dagegen auf Diplomatie. Zum einen sind Präsident Mugabe, etliche seiner Minister sowie hohe Beamte katholisch und haben Verbindungen bis in höchste Kirchenkreise. Zum anderen will die Kirche afrikanisches Profil zeigen. Wie auch Südafrikas Regierungschef Thabo Mbekki möchte sie auf keinen Fall in den Verdacht geraten, als Bundesgenosse der Europäer oder US-Amerikaner aufzutreten. Nicht zuletzt spielt die Autoritätsgläubigkeit vieler Afrikaner eine Rolle. Wer die Staatsmacht kritisiert, gilt schnell als Verräter.



Regimekritiker: Pius Ncube besitzt den Mut, Mugabe offen zu kritisieren.